

Kurzandacht für den 10. Juni 2020

(von Dagmar Lassmann)

„Die neue Normalität“ ist ein Ausdruck, der mir in den Medien seit der Coronakrise immer wieder unterkommt. Wann immer er mir begegnet, drehe und wende ich ihn in meinen Gedanken.

Ist die neue Normalität etwas Gutes?

Was hat sie mit der alten Normalität gemeinsam?

Ist sie gleich, oder möglicherweise ganz anders?

Woher kommt sie, diese neue Normalität?

Ich überlege mir, was sich Menschen von ihr erwarten. Wenn ich zum Beispiel an eine allein erziehende Mutter, eine Kassiererin in einem Supermarkt denke, was hat sie wohl über die alte Normalität zu sagen? Würde sie wirklich dazu zurückkehren wollen, oder erhofft sie sich vielleicht wirklich eine neue?

Und: Wie geht es Menschen, denen es vor der Coronakrise besonders gut gegangen ist, mit der neuen Normalität? Wie stellen sie sie sich vor?

Als Johannes der Täufer am Jordan predigte, um Menschen zur Umkehr zu bewegen, tat er das in Reaktion auf eine Normalität, in der vieles sich in die falsche Richtung entwickelt hatte. Die Menschen waren von dem Weg Gottes, von seinen Geboten abgeirrt.

Diejenigen, die zu Johannes an den Jordan gekommen waren, fragten ihn deshalb: Was sollen wir nun tun?

Er antwortete darauf: Wer zwei Hemden hat, der gebe dem, der keines hat; und wer Speise hat, tue ebenso.

Den Zöllnern antwortete er: Fordert nicht mehr, als euch vorgeschrieben ist!

Und den Soldaten: Tut niemandem Gewalt noch Unrecht und lasst euch genügen an eurem Sold!

So einfach ist es!

Und doch!

Was sich so normal anhört, ist in der Realität offensichtlich ganz und gar nicht einfach.

Wäre es so, hätte nicht eine Fluglinie ihren Angestellten einen Kollektivvertrag mit Gehältern unter der Armutsgrenze anbieten können,

Wäre es einfach, würde eine Regierung eines Landes, das vergleichsweise glimpflich durch die Coronakrise gekommen ist, sich nicht weigern, anderen, schwerer getroffenen Ländern finanziell unter die Arme zu greifen.

Wenn ich Johannes dem Täufer zuhöre, muss die neue Normalität wohl eine andere werden, als die, die wir gewohnt sind. Denn die ist, wenn wir ehrlich sind, nur in dem Sinn normal, als wir uns an sie gewöhnt haben.

Wir haben uns, wie es scheint, daran gewöhnt, dass es neben Menschen, deren Einkommen nie ausreicht, um eine einigermaßen gesicherte Existenz zu haben, solche gibt, deren Reichtum in seinem Ausmaß für uns nicht einmal mehr vorstellbar ist.

Wir haben gelernt, dass die Wirtschaft der Maßstab für das Wohlergehen von uns Menschen ist und haben uns daran gewöhnt, dass eine gerechte Verteilung der vorhandenen Ressourcen nicht durchsetzbar ist.

Und wir haben uns auch daran gewöhnt, dass die Sommer immer heißer und trockener werden, dass es allenthalben Dürrekatastrophen, Hurrikane, Überschwemmungen gibt und dass man nichts dagegen tun kann.

Wenn ich sage: wir haben uns an all das, an die uns bekannte Normalität gewöhnt, dann schließt das mit ein, dass wir davon profitieren, dass die Dinge so sind, wie sie sind.

"Wer will, dass die Welt so bleibt, wie sie ist, der will nicht, dass sie bleibt." hat Erich Fried es einmal formuliert.

Ich gehe davon aus, dass die neue Normalität, von der jetzt eben so oft die Rede ist, will, dass die Welt bleibt. Sie muss eine veränderte Normalität sein, eine, die allen Menschen normal erscheint, weil sie ihnen allen ein lebenswertes Leben ermöglicht.

Wenn ich die Aufforderungen des Johannes an seine Zuhörer ansehe, dann fängt all das damit an, dass wir uns auf die Dinge besinnen, die wir in unserem Umfeld tun können – jeder und jede von uns, was immer wir auch tun, indem wir Dinge lassen, die wir für uns oder andere als schädlich erkennen, indem wir das was wir tun, darauf ausrichten, dass es uns und anderen zum Leben dient.

Guter Gott,
wir bitten Dich
leite unsere Gedanken und Taten
damit die neue Normalität
von der jetzt so viel die Rede ist
zu einer Hinwendung
zu Deinen guten Geboten
für ein Zusammenleben
aller Menschen wird.
Amen